

Unruhe zwischen zwei Strukturzyklen

VOLKSWIRTSCHAFT Nicht allein die Akteure an den Finanzmärkten hätten die Krise rund um die Kreditmärkte verursacht, so die These des Autors. Vielmehr gäbe es dafür einen realwirtschaftlichen Hintergrund: Nach dem Ende des IT-induzierten Konjunkturaufschwungs hätte es an rentablen Investitionsmöglichkeiten gefehlt. Die kommenden Jahre dürften von einem unruhigen Strukturwandel hin zu einer Volkswirtschaft geprägt sein, die zunehmend auf einer immateriellen, Wissens-basierten Produktivität basiere. *Erik Händeler*

Keywords: Konjunkturzyklen, Ökonomie, Finanzkrisen

Die Banker sind Schuld – so die öffentliche Wahrnehmung: Plötzlich hätten die Finanzakteure weltweit zur selben Zeit beschlossen, gierig zu werden und unseren Wohlstand zu verspielen, weswegen die Weltwirtschaft an den Abgrund geraten sei. Doch diese Sichtweise ist falsch, weil sie den realwirtschaftlichen Hintergrund nicht beachtet. Die Banken waren Getriebene und ihr Handeln Folge, aber nicht Ursache der Instabilität.

Es ist doch zu fragen, warum in den vergangenen Jahren Länder wie Griechenland sich so leicht und weit über ihre

und in risikoreiche Anlagen investiert wurde, weil die Zinsen historisch niedrig waren.

Die Höhe der Zinsen ist abhängig von Angebot und Nachfrage auf dem Finanzmarkt. Das Zinsniveau hat einen realen Hintergrund: Es drückt aus, wie sehr es sich gerade lohnt, in Produktionsanlagen zu investieren. Erscheint ein solches Investment als unattraktiv, fließen die Finanzströme in andere Verwendungen.

Ursache: Das reale Leben

In Zeiten, in denen sich ein neues technologisches Netz ausbreitet, weil es Zeit und Ressourcen einspart, Kosten senkt und neue Arbeit rentabel macht, in diesen Zei-

ihre Infrastruktur ausgebreitet hat und fast alle Arbeitsvorgänge nach ihren Möglichkeiten durchrationalisiert wurden.

Der Computer half vor allem seit den 1980er Jahren, Zeit und Ressourcen einzusparen, die man für Neues ausgeben konnte; er senkte Kosten und machte Investitionen wieder rentabel. Mit seiner Hilfe ließen sich Autos billiger und besser herstellen, er ermöglichte Telefonvermittlung fast zum Nulltarif, Autovermieter und Fast-Food-Ketten wurden erst dank IT-gestützter Logistik rentabel.

Es ist also nicht das Geld für den Kauf von Computern, es sind nicht die Löhne für Arbeiter, die Leiterplatten zusammenlöten, oder Software programmieren, die die Wirtschaft treiben, sondern die Anwendung der Computer in der Wirtschaftswelt: Wenn ein Lagerverwalter die gewünschte Information sofort per Mausklick erhält anstatt ewig in Zettelkästen herumsuchen zu müssen, spart dies Zeit, Material und Aufwand ein. Diese Ressourcen kann man nun für mehr von demselben oder für Neues verwenden, so wächst die Volkswirtschaft.

Vor dem Bau der Eisenbahn benötigte ein Unternehmer drei Wochen mit dem Pferd von New York nach Chicago, mit der Eisenbahn nur noch drei Tage. Das ist der Unterschied zwischen der monetären und der realwirtschaftlichen Betrachtungs-

Was künftig knapp sein wird, sind gebildete Menschen und ihre Problemlösungs-Wertschöpfung.

Leistungsfähigkeit hinaus verschulden konnten, warum ausgerechnet in dieser Zeit amerikanische Hauskäufer mit unzureichender Bonität Kredite bekamen, warum in den 2000er Jahren spekulative Werte wie Gold, Aktien und bestimmte Immobilien zum Teil spektakulär stiegen – und warum das Finanzgebäude ins Wanken geriet. Die Antwort darauf ist, dass Geld deshalb im Übermaß verliehen

ten sind die Zinsen hoch. Die hohen Zinsen schmerzen die Unternehmer in dieser Zeit nicht wirklich – denn mit dem neuen technologisch-betriebswirtschaftlichen Paradigma machen sie auch hohe Gewinne, die über dem liegen, was sie an Zinsen zu bezahlen haben. Dampfmaschinen, Eisenbahnen oder elektrischer Strom sorgten so für einen Boom über mehrere Jahrzehnte – so lange dauert es, bis sich

weise: Was der ehemalige Reiter in den zweieinhalb eingesparten Wochen nun zusätzlich arbeitet – das ist der Wachstumseffekt, nicht das Geld für die Schienen oder die Fahrkarte.

Ebenso wird in Zukunft Gesundheit nicht deswegen Wachstumsmotor sein, weil in diesem Markt mehr Geld umgesetzt wird, sondern nur dann, wenn die Wissensarbeiter länger gesund bleiben und sich ihr teures Bildungskapital besser amortisiert – die längere produktive Lebensarbeitszeit und die eingesparten Krankheitsreparaturkosten sind der realwirtschaftliche Wachstumseffekt. Nicht das Honorar für Trainer und Coaches treibt die Wirtschaft, sondern dass mit ihrer Hilfe Wissensarbeit besser bewältigt werden kann: in kürzerer Zeit, mit weniger Verlusten an psycho-sozialen Reibereien – es geht vorrangig um reale Vorgänge, nicht um monetäre.

Das Maß und das Tempo, mit dem im realen Leben Ressourcen eingespart oder neu aktiviert werden, dieses realwirtschaftliche Maß bestimmt den Konjunkturverlauf. Viele Ökonomen denken vor allem über Geld, also über Preise, Zinsen oder Staatsausgaben nach. Deswegen tun sie sich eher schwer damit, diese realwirtschaftliche Sicht in ihr Weltbild zu integrieren. Dabei sind monetäre Größen eher Folge, aber nicht die Ursache für wirtschaftliche Entwicklung. Wie stark oder schwach die Wirtschaft eines Landes prosperiert, entscheidet sich demnach an der Frage, wie sehr seine Bewohner die neuen technischen, aber eben auch sozialen, institutionellen und geistigen Erfolgsmuster verwirklichen.

Rolle Rückwärts

Irgendwann sind dann die meisten Bergwerke, Eisenhütten und Textilfabriken mit Dampfmaschinen versorgt, sind die Gewerbezentren mit einer Eisenbahn verbunden, Fabriken durchelektrifiziert; irgendwann haben alle Mittelstandfamilien ein Auto, sind die Straßen im Wesentli-

chen gebaut, alle Arbeitsschritte mit dem Computer durchrationalisiert. Dann fehlen die gewohnten jährlichen Produktivitätsfortschritte und ihre kostensenkende Wirkung. Und da durch zunehmenden Konkurrenzdruck die Margen und die Gewinne der Unternehmen sinken, lohnt es sich immer weniger, zu investieren und Menschen zu beschäftigen. Die Wirtschaft benötigt immer weniger Kapital von den Banken, die Zinsen sinken.

Nach dem Gründerkrach 1873 (als die damaligen Gewerbezentren mit Eisenbahnen vernetzt waren) diskutierten Ökonomen ernsthaft darüber, ob Geldkapital zu einem freien Gut werden könnte. Auch nachdem vor der Weltwirtschaftskrise 1929 fast alle Fabriken elektrifiziert waren, gingen die Zinsen auf näherungsweise 0 %. In dieser Situation kehren sich die Machtverhältnisse auf dem Finanzmarkt um. Da 1 % Zinsen in der Festanlage (bei 2 % Inflation) unattraktiv sind, suchen Anleger verzweifelt nach Möglichkeiten, ihr Geld in realwirtschaftliche Anlagen umzuschichten. Sie spekulieren mit Devisen oder kaufen Aktien, Rohstoffe, Immobilien, die deshalb im Preis steigen.

Alles ganz normal

Das spricht sich dann herum, bis selbst der Kleinsparer in die Filiale kommt und sagt, er möchte Aktien kaufen, um auch hohe Kursgewinne zu erzielen. Das war an den Enden der langen Strukturzyklen immer so: In den 1820er Jahren mit Rohstoffen, vor 1873 mit Aktien, ebenfalls 1929, ein bisschen 1973/74 (vor allem mit Ölspekulation) und auch im laufenden Jahrhundert. Aber wenn Aktien dann innerhalb kurzer Zeit so stark steigen, heißt das eben nicht zwangsläufig, dass die Firmen so sehr viel mehr wert geworden sind. Innerhalb kurzer Zeit stark steigende Aktienkurse bedeuten lediglich, dass es gerade im realen Leben zu wenig gibt, in das rentabel investiert werden könnte.

Die Spekulationsblasen sind keine Mächenschaft finsterner Mächte und böser

Menschen in den Wolkenkratzern der Finanzkonzerne, sondern Folge davon, dass die zusätzlichen gesamtgesellschaftlichen Produktivitätsfortschritte (also nicht die einzelner Betriebe) geringer werden. Die Notenbanken können versuchen gegenzusteuern, aber damit erhöhen sie langfristig nur die Fallhöhe. Und auch der Staat kann keynesianisch versuchen, mit höheren Ausgaben den Rückgang an Nachfrage auszugleichen, aber gegen das Ende eines jahrzehntelangen Investitionszyklus hat er den kürzeren Atem – abgesehen davon, dass Schulden auch zurückgezahlt werden müssen.

Beim Konsum dagegen scheint der langfristige Abschwung zunächst nicht anzukommen – doch das ist nur ein Problem der Wahrnehmung: Gerade weil die Zinsen so niedrig sind, scheint es sich für die Menschen nicht zu lohnen, zu sparen. Und weil sie ihre Zukunftsaussichten noch für stabil halten, sparen sie auch weniger, sie geben ihr Geld aus. Gleichzeitig bieten die extrem niedrigen Zinsen einen erhöhten Anreiz Konsumentenkredite aufzunehmen, so dass die Konsummärkte noch schneller erschlossen werden – sie bewegen sich noch auf eine Sättigung zu. Das ist der Hintergrund für das, was am Ende steht: Überproduktion wie Ende der 1920er Jahre, als sich bestimmte Konsumgüter kaum noch absetzen ließen.

Der realwirtschaftliche Blick verändert die Wahrnehmung der ökonomischen Entwicklung – er führt zu anderen Hebeln, die Unternehmen und Politik ansetzen sollten. Und es wird verständlich, warum eine auf monetäre Stellgrößen orientierte Politik keine Probleme lösen kann, die realwirtschaftliche Ursachen haben. Der Ökonom Nikolai Kondratieff beschrieb in den 1920er Jahren die langen Wirtschaftskrisen als das Ende von sozio-ökonomischen Strukturzyklen, die von grundlegenden Erfindungen und den dazu gehörenden Erfolgsmustern getragen werden.

Vielleicht wäre es der Weltwirtschaft besser ergangen, hätte diese Sichtweise in der monetär ausgerichteten Wirtschaftswissenschaft über den Ökonomen Joseph Schumpeter hinaus mehr Unterstützung bekommen. Denn sie liefert einen Hinweis, in welche Richtung sich die Realwirtschaft in Zukunft verändert: Je knapper ein Produktionsfaktor wird, umso größer sind die Anstrengungen, den Flaschenhals mit anderen Organisationsstrukturen und anderer Ausrüstung zu beseitigen.

Als Transport die Knappheitsgrenze für die Wirtschaft war, musste demnach die Eisenbahn gebaut werden; Hätte man in den 1820er Jahren Geld gedruckt und Steuern gesenkt, die Leute hätten mehr konsumiert und Metternich-Denkmäler gebaut, aber die Wirtschaft wäre nach einem kurzen Strohfeuer wieder in Stagnation verfallen. Denn nur wenn der knappste Produktionsfaktor, im Beispiel also Transport, durch den Bau der Eisenbahn produktiver gemacht wird, erst dann kann die Wirtschaft weiter wachsen. Als die Informationsflut dramatisch anstieg, wurde ein elektronischer Rechner wie der Computer benötigt. Solange die Bundesregierung nach 1974 aber Ausgabenprogramme quer über die Wirtschaft verteilte und die ohnehin schon ausgelastete Baubranche weiter überhitze, musste die Wirtschaft auf der Stelle treten. Das änderte sich erst, als mit dem Computer eine neue Fortschrittsära eingeläutet wurde.

Wie wirkt die Geldpolitik?

Mit dieser Sicht wird klar, warum die heutigen monetären Maßnahmen verpuffen müssen – sie setzen nicht in der realen Wirtschaft, am nächsten knappen Produktionsfaktor an. Die japanische Notenbank hat ihre Leitzinsen auf 0,0 bis 0,1 % gesenkt, in mehreren Tranchen Billionen Yen in die Märkte gepumpt und Anleihen der Banken gekauft. In den USA liegt der Leitzins zwischen 0 und 0,25 %, die FED hat während der Krise mehr als

1 Bio US-\$ in die Wirtschaft gepumpt. Gold, die Währung der Angst, kostet so viel, wie es sich zuvor nur wenige haben vorstellen können. Der amerikanische Staat hat mehr als 800 Mrd US-\$ Schulden für Konjunkturprogramme angehäuft, das ist das größte Staatsausgabenprogramm in der US-Geschichte. Doch die Arbeitslosigkeit verharrt bei 10 %, deswegen wurden massive Steuererleichterungen aus der Bush-Ära weitergeführt.

Die von Staat und Fed verteilten Dollars entfachen aber nicht im eigenen Land ein Beschäftigungswunder, sondern schwappen in die Schwellenländer, weil sie im eigenen Land kaum Erträge abwerfen. Die Geldmenge steigert die Preise und entwertet das Ersparte, aber es steigert nicht den Wohlstand im realen Leben.

Monetäre Maßnahmen müssen wirkungsarm bleiben, weil die Probleme der amerikanischen Wirtschaft keine Folge mangelnder Liquidität sind, sondern realer Mängel bei Produkten und Arbeitsqualität. Von 2006 bis 2009 sind die Investitionen in den USA um ein Drittel eingebrochen, in der Eurozone legten sie um 8 % zu. Der Kapitalstock der USA bröseln, nur noch 10 % des Kapitals sind in Produktionsanlagen investiert, in Deutschland sind es 20 %.

Das Gelddrucken der Amerikaner ist keine Hilfe gegen den geringen Realkapitalstock – doch mit monetärem Weltbild werden sie das nicht erkennen. Stattdessen wettern sie gegen den deutschen Exporterfolg. US-Finanzminister Geithner hat die Deutschen wiederholt aufgefordert, die Binnennachfrage anzukurbeln und weniger zu exportieren. Der IWF solle über Wechselkurse wachen – als ließen sich diese gegen den Markt, also gegen die reale Leistungsfähigkeit, gestalten.

Globale Handelsungleichgewichte drücken die unterschiedliche Qualität der Arbeit aus – Geld, Defizite und Wechselkurse sind dann langfristig nur die Folge dieser realen, qualitativen Unterschiede, aber sie sind nicht Ursache der Handels-

bilanzen. Für den monetär denkenden Akteur haben die Deutschen ihren Exporterfolg dem langen Lohnverzicht zu verdanken oder günstigeren Wechselkursen. Für den realwirtschaftlich Denkenden dagegen sind die Güter der Deutschen gefragt aufgrund der ausgefallenen Lösung, die sie bieten, aufgrund der Qualität und des Services, also wegen realer Faktoren.

Handelskriege und Abwertungswettbewerb

Auch die zunehmenden Handelskonflikte sind ganz normal, wenn der Aufbau einer neuen Infrastruktur zu Ende gegangen ist: Bis November 2010 verzeichnet die WTO 172 neue Abschottungsmaßnahmen innerhalb der G-20-Staaten seit Ausbruch der Krise. Nachdem im langen Aufschwung Handelsbeschränkungen abgebaut und Zölle gesenkt wurden, ändert sich das Klima im langen Abschwung. Wenn die Produktivitätsfortschritte ausbleiben und die Margen gering sind, gerät die Politik unter den Druck der Unternehmen, die Märkte abzuschotten und Zölle zu erhöhen.

Der Blick in die Geschichte ist heilsam: Aus der liberalen Wirtschaftspolitik Bismarcks wurde so nach dem Eisenbahnboom eine nationalkonservative Schutzzollpolitik, nach der Elektrifizierung in den 1920er Jahren kam durch die Zollmauern der Welthandel fast zum Erliegen, mit technischen Normvorschriften bauten die Europäer in den 1970er Jahren (nach der Ausbreitung des Autos) Handelsbarrieren auf.

Deflationsphasen

In allen langen Abschwüngen, nachdem eine Infrastruktur über lange Jahre hinweg aufgebaut worden ist, herrschte Deflation vor. Denn wenn die Anbieter auf geringere Nachfrage treffen, werden sie ihre Preise immer weiter zulasten der Gewinnmargen senken müssen, um noch am Markt zu bleiben. Bis sie in Konkurs gehen und ihre Kredite nicht mehr tilgen

können, die die Banken werden abschreiben müssen - auf diese Weise verschwindet in einem langen Kondratieffabschwung Liquidität.

Bisher hat der Aufholprozess in den Schwellenländer die Stagnation nach dem IT-Aufschwung weltwirtschaftlich ausgeglichen, und noch ist nicht klar, wann die Märkte des nächsten Strukturzyklus ihre Kraft entfalten, im realen Arbeitsprozess so viel zusätzliche Ressourcen zu gewinnen wie einst durch die Dampfmaschine oder den Computer. Die nahe Zukunft zeigt eine instabile Konjunktur: Die Konjunkturprogramme laufen aus, in einigen EU-Ländern drücken harte Sparprogramme, Firmen haben ihre Lager wieder aufgestockt, in China hat sich eine Blase am Immobilienmarkt gebildet, in den USA machen die Unternehmen zwar Gewinne, stellen aber keine neuen Leute ein. Und noch immer ist unklar, welche Überraschungen in den internationalen Bankbilanzen schlummern. Die Auslöser der Finanzkrise sind noch präsent: Die Immobilienpreise in den USA sinken weiter leicht. Der Ausweg daraus kann nur in der Realwirtschaft gesucht werden.

Der nächste Strukturzyklus

Was also ist denn nun die nächste Knappheit im Arbeitsprozess, die es zu überwinden ist, soll es wieder bergauf gehen? Viele meinen: Energie und Rohstoffe. Doch je weniger zum Beispiel Öl zur Verfügung steht, umso mehr werden regenerative Energiequellen rentabel - Kohle aus Klärschlamm, Solarfelder in Afrika, bessere Energieeffizienz. Dies wird die Verluste ausgleichen, die durch teureres Öl und Gas entstehen, aber es ist nicht wirklich eine höhere Stufe des Wohlstandes.

Wer Energie verbrauchen darf, das entscheidet sich am Markt letztlich daran, wer sie am effizientesten verwendet - und das hängt ab von der Qualität der Wissensarbeit: Eine Situation analysieren, um richtig zu entscheiden; in der gigantischen Informationsflut das Wissen

suchen, dass jemand braucht, um ein Problem zu lösen; verstehen, was der Kunde eigentlich meint. Es wird jedoch keine neue „Dampfmaschine“ mehr geben, die unsere Gedanken produktiver macht.

Was künftig knapp sein wird, sind gebildete Menschen und ihre Problemlösungs-Wertschöpfung. Diese werden nur dann ihr Wissen motiviert einbringen und über 67 hinaus mitarbeiten, wenn die Arbeitsstrukturen darauf eingestellt werden: Weniger Druck bei angepasster Bezahlung, flexiblere Arbeitszeiten, Weiterbildung bis zur Rente.

Weil Bildung zu einer teuren, jahrzehntelangen Investition wird, muss sie sich auch länger amortisieren - die Nachfrage nach Gesunderhaltung wird so stark, dass sie einen Aufschwung tragen kann. Zwar wird auch wieder Hardware zu dem nächsten Strukturzyklus beitragen - Gentechnik, Nanotechnologie in der Medizintechnik, andere materielle Gesundheitsinvestitionen. Aber das ist nur das dienende Drumherum um die aktuelle Knappheit: Intelligente, kooperative Informationsarbeit und die produktive Lebensarbeitszeit der Wissensarbeiter. Der ökonomische Druck wird den Lebensstil ändern. Produkte und Dienstleistung zur Gesunderhaltung der Menschen begründen einen neuen Markt.

Das Sozialverhalten bestimmt die Produktivität

Weil der Einzelne ein Fachgebiet immer weniger überblicken kann, sind wir zunehmend auf das Wissen anderer angewiesen. Niemand hat die Zeit, fünf Bücher zu lesen, um an die gewünschte Information zu kommen. In Zukunft ist es wichtig, jemanden zu kennen, der diese fünf Bücher durchdacht hat und ein Problem in 30 Sekunden lösen kann. Wissen und Kompetenzen der jeweiligen Spezialisten müssen zusammenfließen, um den Gesamterfolg zu sichern.

Die bisherigen hierarchischen Firmenstrukturen unterdrückten den Informati-

onsfluss - in Zukunft wird es (neben klaren Verantwortungsträgern) flexible Hierarchien geben, in denen jeder den Stellenwert hat, der sich aus den tagesaktuellen Anforderungen ergibt. Mit den dafür nötigen flachen Strukturen und ständig wechselnden Partnern, Kunden und externen Mitarbeitern haben sich die Schnittstellen vervielfacht und damit auch die Gründe, sich mit anderen zu streiten. Männer und Frauen sind im Kopf unterschiedlich verdrahtet; Ältere und Junge arbeiten noch nicht partnerschaftlich auf derselben Augenhöhe zusammen, die Stärken des jeweils anderen nutzend. Dass Informationsarbeit nicht ausreichend effizient ist, dafür sprechen viele Indikatoren wie innere Kündigung oder Kommunikationsprobleme - der neue Flaschenhals der Volkswirtschaft.

Das setzt die Berufstätigen mit ihrem Sozialverhalten unter den Veränderungsdruck, effizienter zusammenzuarbeiten, um Wissen besser zu nutzen. Die Geschichte zeigt, dass eine neue Technik wie die Eisenbahn schneller erfunden war, als sich die Menschen auf veränderte Erfolgsmuster einließen. Doch auch diesmal werden wir es am Ende gelernt haben: Die ganz normale Krise nach dem Computer-Strukturzyklus wird uns dabei helfen, in einer besseren Arbeitskultur Wissen besser zu nutzen ■

Autor: Erik Händeler ist Zukunftsforscher.

Service

Vertiefend dargestellt sind die verschiedenen Facetten des Themas in folgenden Büchern des Autors:

„Die Geschichte der Zukunft - Sozialverhalten heute und der Wohlstand von morgen“, 7. Auflage, Moers 2009, Brendow-Verlag, 479 Seiten.

„Gesundheit wird zum Wachstumsmotor“. In: Friedrich Merz (Hrsg.): *Wachstumsmotor Gesundheit: Die Zukunft unseres Gesundheitswesens*. Hanser-Verlag, München 2008.